

Breslauer Beobachter.

N^o 206.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

1846.

Sonnabend,
den 26. December.

Zwölfter
Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends u. Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Solvortreue abgeliefert.

Insertionsgebühren
für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartale von 52 Rtn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Verteilung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate
für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Creditoren: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die alte St. Paulskirche.

(Eine Erzählung von der Pest und der Feuersbrunst zu London.)

(Fortsetzung.)

Nachdem sie eine hinlängliche Menge Erde und Kalk in die Grube geschau-
felt hatten, um die Leichen zu bedecken, entfernte sich Chowles mit seinem Be-
gleiter und ließ Leonhard allein zurück. Dieser verweilte noch einige Augenblicke
am Orte und wollte ihnen eben folgen, als ein gellender gedehnter Schrei an sein
Ohr schlug und er eine Gestalt mit großer Geschwindigkeit nach der Grube lau-
fen sah. Da sich keine Verfolger zeigten, so konnte Leonhard kaum daran zwei-
feln, daß dies einer jener Wahnsinnigen sei, von denen er gehört hatte, die sich
in der von den unerträglichen Schmerzen ihrer Geschwüre verursachten Geistes-
abwesenheit öfters in die Pestgrube stürzten, und er beschloß daher, diesen tödt-
lichen Versuch wo möglich zu vereiteln. Er vertrat demgemäß dem Laufenden
den Weg und suchte ihn mit ausgebreiteten Armen aufzufangen. Aber dieser
schleuderte ihn mit großer Heftigkeit auf die Seite, stürzte mit einem furcht-
baren Schrei nach dem Rand der Grube und stürzte sich mit dem Ruf: „Hier ist
sie! hier ist sie! — Ich werde sie unter ihnen finden!“ in den Abgrund.

Sobald Leonhard sich von seinem Schrecken über diese graufige That erholt
hatte, lief er zur Grube und sah ihn bei der unvollkommenen Beleuchtung sich
in der scheußlichen Masse winden, in die er zur Hälfte hineingesunken war. Der
Wahnsinnige hatte jedoch jetzt seine Uebereilung bereut und rief nach Hülfe. Diese
sah Leonhard sich außer Stande ihm zu gewähren; und da er voraussah, daß
er, sich selbst überlassen, einen schnellen Tod zu erwarten hatte, so lief er dem
Totenkarren nach, den er eben noch beim Moorgrate einholte, und benachrichtigte
Chowles von dem Vorgefallenen mit der Bitte, wieder mit ihm umzukehren.

„Es wird nichts nützen, ihn herauszuziehen,“ versetzte Chowles gleichgültig.
„Wir würden ihn über ein paar Stunden doch wieder hinbringen müssen. Nein,
nein; er mag bleiben, wo er ist. Es vergeht kaum eine Nacht, daß nicht irgend
ein Verrückter auf diese Art umkommt. Wir kümmern uns nie um solche Per-
sonen, außer, daß wir ihnen die Kleider ausziehen.“

„Gefühlloser Mensch!“ rief Leonhard, unfähig seinen Unwillen zu unter-
drücken. „Gebt mir die Gabel, ich will ihn selbst herausziehen.“

Anstatt ihm dies Werkzeug zu überlassen, schwenkte Chowles es über seinem
Kopf in der Absicht, den Lehrling zu schlagen, aber dieser wich behend auf die
Seite und entriß es ihm. Er eilte damit zur Grube, wohin ihm Chowles und
sein Gefährte unter lauten Flüchen und Drohungen folgten. Ohne auf sie zu
hören, befestigte Leonhard den Haken in der Kleidung des Unglücklichen und zog
ihn mit Aufbietung seiner ganzen Kraft aus dem Abgrunde. Kaum hatte er ihn
in Sicherheit gebracht, als Chowles mit seinem Begleiter herbeikam. „Bleibt
davon!“ rief Leonhard und schwang bei diesen Worten die Gabel, „ihr sollt hier
weder Raub noch Mord begehn. Wenn ihr diesem unglücklichen Mann helfen
wollt, so werdet ihr ohne Zweifel eine gute Belohnung erhalten. Wo nicht, so
macht euch fort oder nehmt euch in Acht.“

„Nun gut,“ erwiderte Chowles, bei dem der Gedanke auftauchte, daß sich
etwas hierbei gewinnen ließe, „wenn Sie glauben, daß wir eine Belohnung er-
halten werden, so wollen wir den Herrn nach seiner Wohnung bringen, wenn
wir sie herausfinden. Aber ich fürchte, er wird unterwegs sterben.“

„In diesem Falle könnt Ihr Euch an seine Freunde wenden,“ versetzte Leon-
hard. „Er darf in diesem Zustande nicht hilflos liegen bleiben.“

„Vor allen Dingen lassen Sie uns wissen, wer es ist,“ entgegnete Chowles.
„Kann er sprechen?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Leonhard. „Bringt die Laterne her und laßt
uns sein Gesicht sehen.“

Chowles that wie ihm geheißen war, und hielt das Licht über den Unglück-
lichen. Seine Kleidung war kostbar, aber in großer Unordnung und von der eke-
haften Masse bedeckt, in welcher er gelegen hatte. Er war in der Blüthe seiner

Jahre und seine Züge mußten von dem erkennwerthen Schönheit und Anmuth ge-
wesen sein, aber jetzt waren sie bläulich und durch den Schmerz verzerrt und auf-
geschwollen. Dennoch erkannte Leonhard ihn. „Gerechter Himmel!“ rief er.
„Es ist Sir Paul Parravicini.“

„Sir Paul Parravicini!“ wiederholte Chowles. „Bei allen Wundern, so
ist es! Welch glücklicher Zufall! Bringe den Totenkarren her, Jonas, schnell —
schnell! Ich will ihn Mutter Malmayns in die Pflege geben.“ Und der Toten-
gräber eilte so schnell hinweg, als ihn seine Beine tragen wollten.

„Hätte ich gewußt, wer es ist,“ rief Leonhard mit Schauern auf ihn herab-
blickend, „so hätte ich ihn dem Tode überlassen, den er so reichlich verdient!“

Der Leidende stieß einen schweren Seufzer aus.
„Hier ist der Karren,“ rief Chowles, der das Fuhrwerk herankommen sah,
„ich will Sie gleich nach der Paulskirche bringen. Judith muß Sie sobald als
möglich sehen.“

„Bringt mich hin, wo Ihr wollt, und bedenkt, was ich euch gesagt habe,“
versetzte Parravicini mit schwacher Stimme. „Wenn ich sterbe, so erhält die
Wärterin nichts; — wenn ich geheilt werde, so soll sie eine angemessene Beloh-
nung erhalten.“

„Ich will es nicht vergessen,“ erwiderte Chowles und legte den Ritter mit
Jonas Beistand behutsam in den Karren. „Sie brauchen sich nicht weiter um
ihn zu kümmern,“ sagte er zu Leonhard.

„Ehe er diesen Ort verläßt, muß ich wissen, wer er ist,“ erwiderte dieser, die
Zügel des Pferdes ergreifend.

„Sie wissen seinen Namen so gut als ich,“ entgegnete Chowles.

„Parravicini ist nicht sein wahrer Name,“ versetzte Leonhard.

„Wirklich!“ rief Chowles. „Das ist mir etwas Neues. Aber gleichviel,
wie er heißt, er ist reich genug, um uns gut zu bezahlen. Also gehen Sie aus
dem Wege und lassen Sie uns vorbeigehen. Wir haben keine Zeit mit Schwätzen
zu verlieren.“

„Ich gehe nicht von der Stelle, ehe ich eine Antwort auf meine Frage habe,“
erwiderte Leonhard.

„Das wollen wir sehen,“ sagte Jonas, ihn von hinten überfallend und ihm
einen so heftigen Schlag auf den Kopf versetzend, daß er besinnungslos zu Boden
sank. „Sollen wir ihn in die Grube werfen?“ fragte er Chowles.

Dieser schwankte einen Augenblick und sagte dann: „Nein, nein, es ist nicht
der Mühe werth. Wir könnten Unannehmlichkeiten davon haben. Wir haben
keine Zeit zu verlieren.“ Hiermit setzten sie das Fuhrwerk in Bewegung und
schlugen die Richtung nach der Paulskirche ein.

Als Leonhard wieder zu sich kam, rief er sich das Geschehene mit einiger
Schwierigkeit in das Gedächtniß zurück, und als ihm die ganze Aufeinanderfolge
der Umstände klar ward, wünschte er sich Glück, nicht schlimmer davongekommen
zu sein. „Wenn ich bedenke, in welchen Händen ich gewesen bin,“ dachte er bei
sich, „so kann ich nur froh sein, daß sie mich nicht in die Grube geworfen haben,
wo mein gewaltsames Ende nimmer entdeckt worden wäre. Aber ich will nicht
ruhen, bis ich den Namen und Stand von Nizza's Verfolger erfahren habe.
Sie haben ihn gewiß nach der Paulskirche gebracht und ich will sogleich dorthin
gehen.“

In dieser Absicht eilte er nach dem nächsten Stadthore und schlug den Weg
nach der nächsten Kuchendrate ein.

Während er so in peinigenden Gedanken vertieft war, bemerkte er drei Gestal-
ten, die langsam die Straße entlang bewegten, und er zog sich instinktmäßig in
einen Thorweg zurück. Er hatte alle Ursache, sich wegen dieser Vorsicht Glück
zu wünschen, da er beim Näherkommen jener Gestalten mit bekömmlichen Herzen
Rochester's Stimme erkannte. Eine kurze Beobachtung von seinem Versteck aus
zeigte ihm, daß der Graf von Sir George Ethredge und Pillioddy begleitet war.
Sie standen in geringer Entfernung von ihm still und er konnte ihr Gespräch ge-
nau überhören.

„Sie haben uns noch nicht gesagt, weshalb Sie uns hierher geführt haben, Mylord,“ sagte Ethredge zu Rochester, nachdem dieser das Haus einige Augenblicke schweigend betrachtet hatte. „Wollen Sie noch einen Versuch zur Einführung dieses Mädchens machen, — und sie dann für immer aufgeben, wenn es misslingt!“

(Fortsetzung folgt.)

Georg I. von England und Lady Horatia.

Nach dem Grafen Walsh.

Am 4. Januar 1736 war große Bewegung im Schlosse Windsor; die Königin Sophie, Georgs I. Gemahlin, rang mit dem Tode. Sie hatte den König zu sich bitten lassen und Jedermann war aus dem Sterbezimmer entfernt worden; König und Königin waren über eine Stunde allein beisammen geblieben, und die Höflinge hatten bemerkt, daß Georg, als er nach der traurigen Unterhaltung herauskam, trotz seiner gewöhnlichen Kälte in Thränen schwamm.

Ohne Schmerz sah Königin Sophie ihren Tod herannahen; die Krone hatte ihres Lebens Bitterkeit nicht verfüßen können: sie war von ihrem königlichen Gemahl vernachlässigt worden, den seit mehreren Jahren Lady Horatia D. durch Koketterie und Reize gefesselt hielt. Ein gehorsames Weib, hatte Sophie von Braunschwieg schweigend geduldet; jetzt, bevor sie starb, wollte sie versuchen, ihres Gemahls unrühmliche Fesseln zu zerbrechen. Als sie Georg an ihrem Todtenbette stehen sah, reichte sie ihm die Hand und sprach mit schwacher Stimme: „Ach! ich stirbe nicht so bald, wenn Du mich geliebt hättest.“

Der König beugte sich nieder auf ihre Hand, küßte sie, ließ einige Thränen darauf fallen und wollte sprechen, aber die Königin fuhr fort: „Georg, jetzt ist Alles vergessen, Alles vergeben; Gott, der mich zu sich ruft, sieht in mein Herz; dieses Herz liebt Dich noch, und ich will Dir auch nicht einen Vorwurf machen, sondern nur eine Bitte an Dich thun.“ Mit diesen Worten richtete sie sich halb auf, drückte dem Könige die Hand, so stark es ein sterbendes Weib vermag, und fuhr fort: „Im Namen des Erlösers bitte ich Dich, und thue es, wo nicht aus Liebe zu mir, doch aus Erbarmen mit mir, bei Deinem ewigen Heil beschwöre ich Dich, Georg, laß ab vom sträflichen Leben, das Du führst. Hätte ich länger zu leben, könntest Du meinen, ich thue diese Bitte an Dich um meines eigenen Glücks willen; aber morgen liege ich kalt in meinem Sarge und fühle nichts mehr; Freund, um Deiner Seele willen beschwöre ich dich: sieh! Lady Horatia nicht wieder.“ — „Ich verspreche es Dir,“ erwiederte der König. „Sophie sprich nicht so; diese Gedanken thun Dir wehe.“ — Das haben sie mir gethan; aber jetzt sehe ich den Himmel — im Himmel giebt es keine Eifersucht. Wenn Du hinfommst, Georg, da liebst Du nur Gott und mich. Dort liebt man nur, was man lieben soll. Morgen. — Laß diese Gedanken; es ist nicht so schlimm mit Dir; die Aerzte versichern, wir dürfen noch Hoffnung haben. Ganz England betet für Dich.“ — „Nicht das Leben hienieden begehre ich; das will ich, darum bitte ich Dich, daß Du an die Welt denkest, in die ich jetzt eingehe — ich morgen, Du in einem Jahr.“

Die letzten Worte sprach die sterbende Königin wieder mit voller, kräftiger Stimme; starr hingen ihre Augen an des Königs Blicken, sie sprach nicht mehr, aber sie wies noch mit aufgehobenem Finger gen Himmel. Nach diesem erschütterndem Austritt schwieg sie lange Zeit, sie hielt die Augen geschlossen und ihre Lippen bewegten sich nur zu unverständlichen Lauten. Da entfernte sich der König von ihrem Lager, und ganz Windsor sah seinen Schmerz.

Wie die Königin vorausgesagt hatte, war sie Tag's darauf kalt, und lag todt, mit der Krone auf dem Haupte, auf einem Paradebette. Der ganze Hof in Trauer brachte ihr die letzte Huldigung dar, und als der Wagen der Lady Horatia an der großen Schloßterappe hielt, traten Palast-Offiziere an den Schlag und meldeten der ehemaligen Favoritin, sie könne nicht vorgelassen werden. Bald wurde es ruchbar, daß sie in Ungnade gefallen sei; man flüsterte es sich zu, indem man durch die Zimmer ging; sogar im Trauergemache hieß es: „hätte man sie früher entfernt, die hier liegt, wäre vielleicht nicht so frühe hingegangen.“ Andere meinten: „es geschieht nur aus Etiquette, die Ungnade wird nicht so lange dauern.“ Und diese hatten nicht Unrecht: wenige Monate, und Lady Horatia herrschte wie zuvor. Georg war wieder dem Zauber unterlegen; aber weder seine Liebe, noch die Zerstreuung, in die man ihn zog, vermochte seinen Trübsinn zu verschleichen; er war werblich, und gedachte doch unwillkürlich stets der letzten Bitte der Königin, und obgleich er daran gedachte, vermochte er doch nicht der Zauberin zu widerstehen, die sich doppelte Mühe gab, ihn zu fesseln. Georg war ein großer Freund der Musik; Lady Horatia gab ihm köstliche Konzerte, aber mitten in der rauschenden Lust hörte er eine Stimme rufen: „Ich morgen, Du in einem Jahr!“

Bereits war die Königin ein halbes Jahr todt, Georg hatte die Favoritin in ihrer Wohnung besucht, in Windsor war sie seitdem nicht wieder erschienen; ihre Eigenliebe und der Wunsch, ihre Nebenbuhlerinnen und Feinde zu demüthigen, erregten indes in ihr ein lebhaftes Verlangen, wieder bei Hof auftreten zu dürfen. Oft schon hatte sie den König darum angegangen, dieser sie aber immer mit den Worten Trauer und Schickslichkeit abgewiesen; endlich aber setzte sie es doch durch, und sie betrat wiederum das Schloß in glänzenden Pyg und mit der stolzeften Haltung. Wie hatte ihr Auge gebieterischer gefunkelt, wie war des Königs Blick trauriger, niedergeschlagener gewesen, denn er hatte eine schwere Last auf dem Herzen. Weinlich lang ward ihm der Tag. Endlich erlöste ihn die Nacht vom Hofzwange, aber der Gram, der auf seinem Herzen lastete, ging nicht fort mit der Menge. Als er an sein Bett trat, fiel ihm ein, daß die Kö-

nigin die Draperien und Denamente gestiftet habe; er wollte den Gedanken verschreiben, er kam immer wieder. Auf seinem Kamin hatte er einen Kalender, seine Augen hefteten sich darauf; er zählte die verfloffenen Monate — bereits waren ihrer sechs; auch dieser Vorstellung suchte er vergebens loszuwerden. In der Hoffnung, der Schlaf werde ihn den trüben Gedanken entheben, legte er sich eilends nieder — aber der Schlaf wollte nicht kommen; der ärmste Tagelöhner in seinen drei Königreichen schlief, wenn sein Tagewerk gethan war, er konnte nicht schlafen; vergeblich drehte und wendete er sich auf seinem Lager, seine Augen wollten sich nicht schließen. Durch die hohen breiten Fenster seines Zimmers warf der Mond lange Lichtstreifen auf die Tapete; da sah er auf einmal zwischen dem Bett und dem Fenster etwas, wie Rauch, mitten im Zimmer aufsteigen: er dachte, ein Funke habe auf dem Boden Feuer gefangen; er stand auf um es zu löschen, als er aber an die Stelle kam, wo er den Rauch hatte aufsteigen sehen, fand er nichts. Nur bemerkte er, daß es im Zimmer nach Weibrauch und Beeren roch, die man bei Todten verbrennt. Kamin lag er wieder zu Bette, so sah er von neuem den bläulichen Rauch vom Boden aufsteigen; er glück einer leichten Wolke, bald aber verdichtete er sich; anfangs waren seine Umrisse unbestimmt, doch nach und nach nahm der wiedernde Nebel menschliche Gestalten an; dabei aber war das Gespenst, wenn es eines war, durchsichtig geblieben, und die Strahlen des Mondes schienen durch den Körper, der keinen Schatten warf. Georg sah es auf sein Bett zukommen; unwillkürlich drehte er sich um, um das Ding, das ihm übernatürlich dünkte, nicht zu sehen; aber eine Hand, kälter als Marmor, legte sich auf seine nackte Schulter und zugleich sprach eine sanfte Stimme drei Mal: Georg, Georg, Georg. Schauernd, mit kaltem Schweiß bedeckt, wandte nun Sophiens von Braunschwieg schuldvoller Gemahl das Haupt, und sah den Schatten der Königin sich gegen ihn neigen. Nur bleich hatte der Tod ihre Züge gemacht; die großen schwarzen Augen strahlten in wunderbarem Glanze im Leichengesicht; gekleidet war sie blos in ein langes Leichentuch, auf ihrem Haupte strahlte noch die Krone, die man Königen und Königinnen im Sarge aufsetzt.

(Beschluß folgt.)

Beobachtungen.

Volksthümliches.

(Fortsetzung u. Beschluß.)

Wie hier zu helfen sei, ist eine nicht schwer zu beantwortende Frage. Man errichte nach dem Muster der bereits in einigen großen Städten Deutschlands bestehenden Arbeiter-Nachweise-Büreau auch hier dergleichen Institute, wo Jedermann unentgeltlich Arbeit nachgewiesen wird. Die geringen Verwaltungskosten, die hierdurch entstehen, müßten von der Commune getragen werden. Abgesehen von den segensreichen Folgen solcher Bureau, würden die Summen, welche man hierzu verwenden müßte, auf andere Weise wieder eripart werden.

Wenn dem Verbrecher nach verbüßter Strafe Gelegenheit zur Arbeit gegeben wird, so dürfte er dieselben in den meisten Fällen ergreifen. Haben wir auch nicht von Allen Besserung zu erwarten, so hat die Gesellschaft ihrerseits sich doch wenigstens keinen Vorwurf zu machen, den Verbrecher von sich gestoßen zu haben.

Es läßt sich aber auch mit Zuversicht annehmen, daß Viele es vorziehen werden, auf eine rechtliche Weise ihr Leben zu fristen, als wieder den Pfad des Lasters zu betreten. Daß so viele Rückfälle bisher vorgekommen sind, daran ist zum großen Theil der Umstand schuld, daß es ihnen so sehr erschwert wird, sich Unterkommen und Arbeit zu verschaffen.

Aber jene Bureau würden auch noch für diese Unglücklichen in anderer Weise von vortheilhaftem Einfluß sein. Durch sie dürfte es ihnen leichter werden, den Nachweis zu führen, daß sie innerhalb der ihnen festgesetzten Frist sich um Arbeit bemüht haben, als dies jetzt der Fall ist. Denn bringen sie auch wirklich Zeugnisse, welche ihnen bekunden, daß sie dieselben um Arbeit ausgesprochen, so sind diese doch nur selten im Stande, genau den Tag anzugeben, wann dies geschehen ist. Gerade aber auf die Zeit kommt es bei den Untersuchungen gegen Arbeitsscheu erheblich an. Wenn nur bei diesen Bureau ein Journal geführt, worin der Tag des Arbeitsgesuchs verzeichnet würde, so dürften die betreffenden Individuen, wenn es erfordert wird, nur hierauf Bezug zu nehmen brauchen, um sich vor Strafe zu schützen.

Seien wir daher in Zukunft weniger engherzig gegen den gesunkenen Bruder, überlassen wir ihn nicht seinem Schicksal, sondern reichen wir ihm freundlich die Hand zur Erhebung aus dem Schlamm des Lasters, seien wir mit einem Worte Christen in der edelsten Bedeutung des Wortes und wir werden aus manchem Verbrecher einen guten Menschen machen, anstatt daß er, wenn ihn die Gesellschaft lieblos von sich stößt, in Rache entflammte und von Neuem in sein früheres lasterhaftes Leben zurückfällt. — Und gelingt es uns auch nicht immer, den Gefährdeten wieder aufzurichten, so gedenken wir des Wortes der heiligen Schrift: „Der Himmel hat mehr Freude über einen bußfertigen Sünder, denn über neun und neunzig Gerechte!“

Also noch einmal, dem wirklich Bedürftigen so viel Almosen, als zum nothwendigen Unterhalt gehört, damit er nicht zu betteln, und deswegen bestraft zu werden brauche; dem entlassenen Verbrecher Obdach und Arbeit, auf daß er nicht aus Noth oder in Verzweiflung Verbrechen zu begehen nöthig habe, und die der

Commune erwachsenen Mehrkosten werden reichliche Zinsen tragen. Die Strafanstalten, Arbeitshäuser und Gefängnisse werden weniger angefüllt, und der große und schöne Zweck theilweise dadurch erreicht werden, der Armuth und dem Verbrechen, diesen beiden Hauptplagen unserer Zeit zu steuern. O möchten diese Worte Erhörung finden! —

E. B.

Ueber die Krankheiten der Künstler und Handwerker.

Es könnten nur Menschen von beschränktem Geiste oder häßliche Wislinge sein, die sich über einen Gegenstand, wie dieser, und über dessen Abhandlung in einer Wochenschrift aufhielten. Mit beiden hält es der Verfasser für unnöthig ein Wort zu wechseln.

Wichtiger ist ihm das Urtheil derjenigen Klasse im Staate, über und für welche dieser Aufsatz geschrieben wird.

Er ist von der Unentbehrlichkeit und Wohlthätigkeit eines jeden Gewerbes überzeugt: jedes hat entweder für unsere Bedürfnisse, oder für unsere Bequemlichkeit zu sorgen, und diejenigen, die dem bloßen Luxus ihr Dasein zu danken haben, sind bei der jetzigen Verfassung bürgerlicher Gesellschaften so wichtig, wie jene. Weit entfernt also irgend ein Gewerbe herabsetzen oder in üblen Ruf bringen zu wollen, hat der Verfasser vielmehr die Absicht, einem jeden zu nützen.

Oder sollte nicht jeder es mit Dank annehmen, wenn man ihn auf die möglichen Gefahren seines Standes, in Rücksicht auf Leben und Gesundheit, aufmerksam macht und ihm Mittel anzeigt, denselben auszuweichen?

Wir haben mehrere Schriften über die Krankheiten einzelner Stände, z. B. der Hofsleute, der Soldaten, der Gelehrten, der Seeleute, der Schauspieler: es giebt auch manche gute Sachen über die Krankheiten der Künstler und Handwerker. Aber diese Bücher, so wie jene, sind weniger für die Personen der genannten Stände selbst, als für die Aerzte geschrieben, welchen dergleichen Krankheiten vorkommen.

Ich hoffe daher, daß man meinen gegenwärtigen Versuch einen gemeinschaftlichen Unterricht über die Krankheiten zu geben, welche mit der Betreibung gewisser Künste und Handwerke verbunden sind, gut aufnehmen werde. Die Form meines Vortrages soll dem Gegenstande angemessen sein: er ist ernsthaft und wichtig, und ein Arzt, der zu dem Volke nicht anders reden zu müssen glaubt, als mit einem Hanswurst zur Seite, irrt sich am Volke und beschimpft seine Wissenschaft.

Alle Gewerbe haben mit der Zeit auf die Gesundheit der Menschen, die damit umgehen, eine nachtheilige Wirkung: nur mit dem Unterschiede, daß dieselbe bei dem einen Gewerbe früher oder später, stärker oder schwächer, allgemeiner oder vereinzelter ist, als bei dem andern. Jeder Künstler und Handwerker wird es sich selbst am besten sagen können, in wiefern binnen eines gewissen Zeitraums dieser oder jener Theil seines Körpers, durch den angestrengten Gebrauch desselben, an Kraft und Gelenkigkeit verloren, inwiefern sein Unterleib, seine Brust, oder sein ganzer Körper gelitten hat.

Denn offenbar sind die Wirkungen der Gewerbe äußerst verschieden. Viele werden dem ganzen Körper schädlich, indem sie den ganzen Körper anstrengen: und das sind noch gar nicht die schlimmsten, da die Widerstandskraft des Ganzen größer ist, als der Theile. Viele strengen nur einzelne Gliedmaßen und Theile des Körpers an. Einige schaden durch übermäßige Thätigkeit und Anstrengung selbst, andre durch die Materialien, womit sie zu thun haben! einige durch den Ort, wo die Arbeiten vorgenommen werden, andre durch die Zeit, wann sie geschehen. Andre durch unzählige viele andre Umstände, wovon in der Folge die Rede sein wird.

So wahr und ausgemacht diese Behauptung ist, so wenig darf sie euch müßlos machen, achtungswerthe Mitbürger, die ihr durch die Ausübung beschwerlicher mühsamer, oft sogar gefährlicher Gewerbe, für das Wohsein und den Lebensgenuss eurer Nebenmenschen arbeitet! Es ist das Loos jedes Standes, der nicht bloß von Genüssen lebt, daß seine Beschäftigungen zu dem Ruin des Körpers beitragen. Der Gelehrte wird durch frühes angestrenktes Nachdenken, durch vieles Sitzen und Nachwachen, durch vieles Auswendiglernen und Sprechen allmählich eine Beute hypochondrischer Leiden, gefährlicher Nerven-Übel, und Leber- und Brust-Krankheiten. Welchen Gefahren ist nicht der Gäßliche, wie der Arzt, am Krankenbette ausgesetzt!

Laßt euch also nicht abschrecken, Eltern und Stellvertreter der Eltern! eure Kinder und Pflegebefohlene zu Künsten und Handwerken zu bestimmen. Aber lernet behutsam und vorsichtig bei dieser Bestimmung verfahren! Untersucht, so viel euch möglich ist, die körperliche Beschaffenheit eines jungen Menschen, seht zu, ob seine Kräfte stark genug sind, dieß oder jenes Gewerbe zu erlernen, ob seine Brust, sein Knochengebäude u. s. f. zu demselben taugt, oder ob in seiner ganzen Natur vielleicht etwas liegt, was ihm die Betreibung eines solchen Gewerbes unmöglich oder sehr schwer, oder sehr widrig machen würde. Ueberlaßt es den Ertüchten nicht so unbedingt, was für ein Handwerk, was für eine Kunst sie erlernen wollen. Wie mancher engbrüstige Knabe ist durch die Erlernung eines angreifenden Handwerks ein frühes Opfer geworden, der bei einer andern Beschäftigung lange gelebt und genützt haben würde! Wie mancher starker kraftvoller Knabe ist durch eine angestrenzte Pücherei verküppelt!

Ich weiß wohl, daß die allmächtige Gewöhnung auch in diesem Stücke vieles thut, das oft die kränklichsten und gebrechlichsten Knaben durch die Arbeiten ihres Gewerbes gestärkt, gesünder gemacht oder wenigstens nicht verschlimmer werden. Aber dieß macht eure Vorsicht, liebe Eltern, nicht unnöthig.

Was mir am unangenehmsten sein würde, wäre dies, wenn einige von euch Geschäftsbetriebe haben, durch meine gegenwärtige Abhandlung ängstlich und langsam werden sollten. Manche Übel drücken uns weniger, wenn wir sie gar nicht kennen: manche entstehen sogar aus der bloßen Furcht vor ihnen.

Unter dessen werde ich mich sorgfältig hüten, Gelegenheit zu dergleichen Besorgnissen und Ängstlichkeiten zu geben, und die Möglichkeit, daß einer oder der andre durch die Beschreibung eines gefährlichen Weges künftig vielleicht ängstlicher wird, so oft er ihn betritt, darf wohl Niemanden hindern, zum Besten des Ganzen eine Warnungstafel aufzustellen.

Um einen bestimmten Gang in meiner Entwicklung zu nehmen, schicke ich die Eintheilung dieser Krankheiten voraus, welche von einem scharfsinnigen Arzte gemacht worden ist, und sich sowohl auf die Natur der Handwerke selbst, als auf die Art und Weise ihrer Ausübung gründet.

Wir unterscheiden also:

- 1) Krankheiten der stehenden und sitzenden Handwerke: als Zuschneider, Weber, Schuhmacher, Schneider u. s. f.
- 2) Krankheiten der staubigen Handwerke, als Bäcker, Müller, Perückenmacher, Steinmeyer, Maurer, Tabaksbereiter, Woll- und Baumwollkämmer u. s. f.
- 3) Krankheiten derer, die mit Mineralien umgehen, als Goldarbeiter, Zöpfer, Maler u. s. f.

4) Krankheiten derer, welche die Metalle selbst bearbeiten und dem Feuer sehr ausgesetzt sind, als Eisenschmiede, Schlosser, Zinn- und Bleigießer, Kupferschmiede, Rothschmiede u. s. f.

5) Krankheiten derer, deren Materialien vielen Schmutz mit sich führen, als Roth- und Weißgerber, Kürschner, Seifensieder u. s. f.

Alle hier nicht genannten Künstler und Handwerker werden zu seiner Zeit in der Abhandlung selbst vorkommen. Manche gehören zu mehr als einer Klasse; manche sind einander so ähnlich, daß man eines statt aller nennen kann.

Wenn wir gleich nicht mit dem großen Könige unbedingt sagen können, daß die Natur den Menschen mehr zum Possillon, als zum sitzenden Gelehrten geschaffen zu haben scheint; so ist doch aus allem, was wir beobachten können, so viel klar, daß der Mensch zu einer gewissen körperlichen Thätigkeit bestimmt ist. Soll nun aber, was wir Gesundheit nennen, durch diese Thätigkeit erhalten werden, so muß sie im ganzen Körper gleichmäßig vertheilt sein. Tägliche Erfahrungen können uns davon überzeugen.

Sobald wir zu lange auf einer Stelle stehen oder sitzen, so empfinden wir ein gewisses Mißbehagen, welches öfters bis zu einer schmerzlichen Empfindung steigt — das Gefühl der Müdigkeit. Wenn wir eine zeitlang auf einem Fuße stehen, oder eine Hand zu lange in einer gewissen Richtung ausstrecken, oder sonst den Körper in eine erzwungene Lage bringen, so werden wir in diesen Theilen ein gewisses Prickeln gewahrt, welches im gewöhnlichen Leben das Einschlafen genannt wird.

Zwar können wir durch öftere Wiederholung solcher Lagen und Stellungen sie mehr zur Gewohnheit und mithin unschädlicher machen; allein bei einer allzulangen Fortsetzung ist doch Nachtheil für den Körper unvermeidlich.

Alle Bewegungen, welche bei der thierischen Maschine vorkommen, sowohl um ihren Platz zu verändern, als auch sonst eine Verrichtung zu thun, geschehen vermittelt gewisser Werkzeuge, der Muskeln (Fleischtheile). Die Anzahl dieser Muskeln ist sehr groß: die meisten sind vermittelt weicher dicker Bänder, die man Fleischen nennt, an jedem Ende der Knochen angewachsen. Jeder Muskel hat seinen Antagonisten, d. h. einen andern Muskel, der ihm entgegen wirkt. So werden unser Körper durch gewisse Muskeln gebeugt, durch andre gestreckt. Mit welcher Geschwindigkeit dieß vor sich geht, kann jeder an sich selbst beobachten, oder an Leuten von besonderer Fertigkeit (z. B. an Seiltänzern) gewahrt werden. Aber nicht bloß zur Bewegung ist das Muskelspiel nothwendig, es trägt zum bessern Umlauf des Blutes und der übrigen Säfte bei, erhält die wurmförmige Bewegung der Gedärme — eine nothwendige Bedingung zu einer guten Verdauung — bewirkt den Abgang des Uraths, und ist, kurz gesagt, bei allen Verrichtungen zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich.

Eine angemessene Bewegung ist also dem Körper heilsam, eine allzu lang anhaltende schädlich.

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück der Narren.

Aus dem Französischen des Ex-Ministers Necker.

Um glücklich zu sein, muß man ein Narr sein; diese moralische Wahrheit gehört unter die ältesten der Welt. Als Adam und Eva vom Baum des Lebens gegessen hatten, öffneten sich ihre Augen, und sie sahen, daß sie nackt waren, das heißt, sie wurden sogleich über die Unmöglichkeit und Schwachheit des Menschen belehrt. Aber ehe sie Gott aus dem Paradiese trieb, machte er ihnen Kleider von Fellen, und bedeckte sie damit. Dies war ein für immer merkwürdiger

Beweis seiner Güte gegen die Menschen: dies kostbare Kleid, dieser Rock von Fellen, der unsre Nacktheit bedecken soll, besteht aus den angenehmen Irthümern, dem süßen Selbstvertrauen, der hohen Meinung von uns selbst, Glückliche Geschenke, denen unsre Verderbtheit den Namen der Nartheit gab, und die unser Undank zu verkennen sucht, die aber ohne Zweifel die einzigen Beschützer unsers Glücks auf Erden sind!

Seitdem die Menschen sich in der Gesellschaft vereinigten, entstand unter ihnen eine beständige Vergleichung, welche alle Leiden und Freuden hervorbringt. Der eine verkehrt sich an die äußersten Grenzen der Erde und in die entferntesten Jahrhunderte, um sich mit allen großen Männern, welche leben oder gelebt haben, zu messen; der andre läßt sein Licht in seinem gesellschaftlichen Kreise leuchten; der dritte begnügt sich, mehr Verstand als sein Weib und seine Kinder zu zeigen, aber alle genießen dabei eine gleiche Empfindung der Selbstzufriedenheit. Welchem Kämpfer ist bei diesem allgemeinen Wettstreit der Welt der Sieg am gewissten? Dem Menschen, dem sein Kleid von Fellen noch blieb, dem Narren, meinem Helden! Was kümmert es ihn, ob die andern ihn erheben oder erniedrigen, er trägt sein Fußgestell bei sich, seine eigne Meinung genügt ihm. Sie ist das bezauberte Rissen, auf dem er sich wollüstig hinreckt und mit Wohlgefühlen einschlüpft. O wie könnte ich im Stände sein, sein Glück gehörig zu schildern, wie könnte ich würdig genug von A. B. C. sprechen, die ohne Aufhören sich nur mit sich selbst beschäftigen! Ihr Genuß strahlt in ihren Augen, der eine legt ihn unbeholfen und gutmüthig an den Tag, der andre entfaltet ihn methodisch, er will seine Heerde Stück vor Stück zählen; der dritte fesselt ihn unter einem künstlichen Ernst, um noch die Freude über seinen Werth durch den Gedanken einer heroischen Maßigung zu vermehren.

Wie liebenswürdig ist ein Narr, der von sich selbst voll ist! Er zeigt beinahe immer eine reizende Verschrobenheit, und muß im Grunde nothwendig Original sein, weil er sich einzig mit einem Gegenstande beschäftigt, an den die andern niemals gedacht haben. Der Narr und das Genie zieren die Welt, alles was zwischen diesen beiden liegt, ist nur eine kalte Nachahmung ohne Ausdruck, ohne Leben, zwei malerische Berge, zwischen denen eine dürre Ebene liegt.

Aber wenn auch der Narr und das Genie auf gleiche Art in der Welt figuriren, so ist doch ihr Glück sehr verschieden. Der durchdringende scharfsichtige Mann faßt alle Beziehungen auf, und vereinigt tausend verschiedene Gegenstände unter einige allgemeine Grundsätze, ihm verengt sich das Gemälde der Welt, ihm laufen die Farben desselben immer näher zusammen; er bemerkt kaum in der Mitte seines Laufs, wie alles sich gleicht und nichts seine Neugierde mehr erregt. Der Narr hingegen, dem alle diese Beziehungen entgehen, würde noch nach einem Leben von zweihundert Jahren, ohne aus seiner Vaterstadt herausgekommen zu sein, Dinge finden, über welche er staunte. Für ihn ist alles in der Welt heraus gehoben, neu, treffend, wunderbar. Sein Leben ist eine verlängerte Krankheit, die Natur bewahrt für ihn ihre frischen Reize.

In den Augen des denkenden Menschen ist die Zukunft nichts als eine wahrscheinliche Wiederholung des Vergangnen, er sieht sie ohne Vergnügen kommen. Für den Narren ist sie eine neue Schöpfung, und das Angenehme der Hoffnung, verschönert alle seine Tage.

Wenn der überlegende Mensch, dessen Nachdenken tausend verschiedene Verbindungen umfaßt, wählen oder eine Parthie ergreifen soll, kommt ihm eine unendliche Zahl von widersprechenden Bewegungsgründen in die Seele, die ganze Thätigkeit seines Geistes kann die Vielheit seiner Einsichten nicht umfassen, er ist entschlossen, verlegen. Der Narr wählt im Augenblick, er hat nichts zu vergleichen, sein Auge ist ein Glas, das nie mehr als zwei oder drei Gegenstände in seine Seele fallen läßt.

Ein anderes Unglück der Geistvollen, welches die Narren nicht kennen, ist die Schwierigkeit, verstanden zu werden. Ihr Geist ist ein sechster Sinn, dessen Aeußerungen sie sich vergebens zu erklären bemühen. Betrogen durch die menschliche Gestalt machen sie unglaubliche Anstrengungen, um andern ihre Gedanken einzugießen, und wenn sie nicht endlich durch die Erfahrung dahin gelangten, im größten Theile der Menschen nichts als das Bild einer Wachsplatte zu sehen, so würden sie ihr Leben in den Qualen der Danaiden hinbringen. Wenn endlich der Verständige von den Dingen außer ihm ermüdet sich in sich selbst zurückzieht, martert ihn im Genuß dessen, was er besitzt, unaufhörlich das Schauspiel dessen, was ihm fehlt; er ist nie mit sich zufrieden. Der Narr kennt diesen Kummer nicht; wenn er in sein Inneres zurückkehrt, findet er daselbst beständig einen höflichen Wirth, der ihn ehrt und achtet, der stets artig, stets fein sich nur bemüht, ihm Feste zu geben.

Für den verständigen Menschen ist die Vollkommenheit ein steiler Fels, dessen Gipfel sich in den Wolken verliert; für den Narren ist sie eine völlige Kugel, die ohne Unterlaß sich um sich selbst dreht; er glaubt sich auf ihrer Höhe, und schmeichelt sich, zugleich über den Häuptern aller andern zu wandeln.

Nein, nichts kann die Heiterkeit eines Narren beunruhigen, er kennt weder den Neid, noch die Eifersucht; da er seinen Ruhm in Dinge setzt, die Nichts sind, findet er überall Platz für ihn.

Sieh, dort unterhalten sich zwei Narren. Sie hören sich nicht, aber sie lachen beständig. Während der eine spricht, hat der andre eine entzückende Ansicht, er lebt zwischen dem, was er gesagt hat, und dem, was er sagen wird. Wenn sie sich verlassen, versprechen sie sich, nächstens wieder zusammen zu kommen, um ihre ganze Seele zu begehren: denn jeder von ihnen glaubt treuherzig, durch seine wüthen Einsälle die Freude des andern hervorgebracht zu haben.

Der geistvolle Mann sagt öfters mit furchtsamem Mißtrauen die feinsten

und treffendsten Dinge, die Zurecht seines Geschmacks macht ihn schwierig, er ist im Stände, sich selbst einzuschüchtern. Er hat sonst schon die Schlupfwinkel der Eigenliebe beobachtet, er hat bemerkt, wie die meisten Menschen sich nur entschließen können, einen andern witzig zu finden, in so fern er ihnen das Vergnügen läßt, ihn davon zu benachrichtigen, wo alsdann die Ehre der Entdeckung sie über den Triumph seines Geistes tröstet.

Den Narren beherrschen diese Rücksichten nie. Er vertheilt seine Ideen mit vollem Selbstvertrauen, und wenn er sich zuweilen bis zu einem Gemeinplatze erhebt, verläßt er ihn mit Trompetenschlägen, und hat eine Miene der Feinheit bei der Hand, ihm sicheres Geleit zu geben. Umstrahlt von Ruhm steigt er einige Schritte über sich hin auf, um sich zu betrachten, dann steigt er wieder herunter, um sich selbst zu hören, und in dieser süßen Beschäftigung ist er in einer glücklichen Trunkenheit stolz auf Tribute, die kein andrer als er selbst ihm bezahlt.

Wenn der Mann von Geist liebt, geschieht ihm nie Genüge; die Schärfe seines Blickes ist ein Hinderniß seines Glücks. Ein Wort, das seiner Geliebten entschlüpft, eine Miene, auf der er sie ertappt, ein Ton der Stimme, den er sich auslegt, tausend unmerkliche Nuancen, alles dies reicht hin, ihn in seinen Hoffnungen zu stören. Selbst wenn er der ärtlichsten Liebe genießt, verfolgt ihn sein Geist, er quält sein Herz durch die spigfindigsten Unterscheidungen, er zweifelt, ob er es ist, den sie liebt, oder ob es ihr Selbst ist, das sie in seiner Person liebt; er fürchtet geliebt zu sein, weil er liebt, und nicht durch den Reiz einer unüberwindlichen Uebergewalt. Er löst die Liebe in ihre Bestandtheile auf, und ihre Seligkeiten entgehen ihm.

Der Narr genießt, ohne geliebt zu werden. Er glaubt auf die Weiber eben den Eindruck zu machen, den er auf sich selbst macht. Seine glückliche Kristalllinse sammelt in ihrem Brennpunkte die verschiedenartigsten Strahlen, und während er kaum bemerkt worden ist, hält er sich für den Gegenstand, auf den die Blicke der Welt gerichtet sind. Er glaubt sich geliebt, weil er liebenswürdig sei, er glaubt sich liebenswürdig, weil er ein Narr ist, auf diesem unerschütterlichen Grunde ruht sein Glück. Ueber ihn darf man nie in Sorgen sein: der Narr war ein glücklich Liebender, er ist ein zufriedner Ehemann, und da für ihn alles eine gute Wendung nimmt, so ist er, wenn er zufällig Hahnrey werden sollte, es mit einer Seligkeit, die der glücklichste Liebende ihm beneiden möchte. Wenn er beim Anbruch des Tages Jemanden aus dem Zimmer seiner Frau kommen sieht, läuft er zu ihr, öffnet das Schubkästchen, zählt die Diamanten, und locht sich krank, daß der dumme Epigone sie nicht hat finden können.

Helft mir also, ihr Leute von Genie, die Narren auf der Erde zu vermehren! Ich kann ihr Glück wohl fühlen, aber Ihr allein seid im Stände, ein neues System zu verbreiten. Warum gebt Ihr verweigernde Antwort, warum diese verachtende Miene? Die Entfernung, die Euch von ihnen trennt, und die Euch so unendlich scheint, entgeht vielleicht Millionen von Wesen über Euch. Wer weiß, ob im Universum nicht jeder der Narr eines andern ist? Wer weiß, ob Ihr nicht Narren für die Bewohner des Mondes oder für einige Luftgeister seid? Glaubt Ihr das etwa nicht, weil Ihr sie nicht auf Eure Unkosten lachen hört? Aber Eure Narren hören Euch auch nicht, und der unterscheidende Charakter der Nartheit ist es eben, nichts zu bemerken, oder beständig die Grenzen ihres beschränkten Blickes für die Grenzen alles Endlichen zu nehmen.

Seid also schüchtern bescheiden! Weit davon entfernt, die Narren, zu verachten, die Euch begegnen, betrachtet vielmehr ihr Glück, und lernt einsehen, daß ihnen nichts fehlt, um auf den Titel des Genius Anspruch zu machen, als aus freier Wahl Narren geworden zu sein.

Eine alte Wiener Wirthshauscene.

Mehrere Wiener Bürger saßen beim Wein, schimpften über die neue Steuer und zogen gegen die Regierung los.

Ein Fremder mischte sich in die Unterhaltung und tadelte die Regierung aufs Heftigste. Man erkannte an seinem Dialekt den Ausländer.

„Sö!“ fragte einer der Bürger, werden's denn auch von der Steuer betroffen? Was zahlen Sö denn?“

— Ich? — Nichts! — Ich bin ein Ausländer — aber — „Und Sö wollen raisonniren? — Werf's 'n 'raus! werf's 'n 'raus!“ erscholl es ringsum.

Der Fremde wurde hinausgeworfen. — Vor der Thür schrie er: „Das ist ein empörender Skandal. Ich habe noch Hut und Stock drinnen!“

„Hier ist er,“ sagte der Kellner, der bereits neben ihm stand, und präsentirte ihm Beides; „ich habe das vorausgesehen und bin bereits früher 'rausgegangen.“

Moral: Mische Dich nie in häusliche Angelegenheiten Anderer!

Accordirt.

„Lieber Herr Gott!“ betete ein Mann mit Andacht, „bescheer mir doch Hunderttausend Gulden. Ich will ja gern und gewiß die Hälfte davon an Arme verschenken. Oder, wenn du mir das nicht glaubst, bescheer mir gleich nur fünfzig Tausend.“